

## PREDIGT ZU PHILIPPER 3, 4-11

- Wermelskirchen, 24. Juli 2016 (9. Sonntag nach Trinitatis) -

*„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“*

Liebe Gemeinde,

mal eine ganz persönliche Frage: Worauf sind Sie wirklich stolz? Was können Sie besonders gut? Worin macht Ihnen keiner etwas vor? Keine Angst, ich mache jetzt keine Umfrage – aber ich vermute, es geht Ihnen ähnlich, wie es mir gehen würde, wenn mich jemand so direkt fragen würde: Zunächst ist es uns peinlich, das mal so ganz offen zu sagen: Das kann ich gut, darauf bin ich stolz! Aber dann stellen wir fest: Es ist durchaus in Ordnung, man darf auch ruhig stolz sein auf die Dinge, die mir besonders liegen, die ich gut kann, auf meine Stärken. Warum auch nicht? Schließlich gehört das mit zu den Begabungen und Fähigkeiten, die Gott uns mit auf den Weg gegeben hat. Daran ist also zunächst mal nichts falsch.

Es kann allerdings vorkommen, dass all diese Stärken, Fähigkeiten, Gaben in einem Augenblick nichts mehr wert sind; dass sich all das, was mein Leben ausmacht, von heute auf morgen als unwichtig, als völlig verfehlt herausstellt. Dass ich – mit alle meinen Stärken und Fähigkeiten – komplett auf dem falschen Weg bin. Der Apostel Paulus hat das so erlebt, und er berichtet davon im Philipperbrief – und man spürt förmlich noch die Erschütterung, die das für ihn bedeutet hat. Hören wir aus dem dritten Kapitel, die Verse 4-11:

*„Auch ich könnte mich meines Fleisches rühmen. Wenn ein anderer meint, er könne auf irdische Vorzüge vertrauen, so könnte ich es noch mehr. <sup>1</sup>Ich wurde am achten Tag beschnitten, bin aus dem Volk Israel, vom Stamm Benjamin, ein Hebräer von Hebräern, lebte als Pharisäer nach dem Gesetz, <sup>2</sup>verfolgte voll Eifer die Kirche und war untadelig in der Gerechtigkeit, wie sie das Gesetz vorschreibt.“*

Das ist sozusagen die Einleitung; der Hintergrund dieser Worte war offenbar, dass dem Paulus bei seinen Missionsreisen und oft hinter seinem Rücken scharfer Wind ins Gesicht blies und man ihn versuchte, schlecht zu machen, bis hin zu persönlichen Angriffen. Öfter erfahren wir

von „Gegenaposteln“ oder „falschen Brüdern“, die ihm das Leben schwer machten und große Verwirrung in die Gemeinden brachten. Angesichts dieser Angriffe ist es nur zu verständlich, dass Paulus da und dort zur Verteidigung ausholt und sich und seinen Dienst rechtfertigt. Nirgendwo aber tut er das so paradox, so verblüffend wie hier. Alle seine Vorzüge zählt er auf, alles, worauf er zu Recht stolz sein könnte und was seine Angreifer – darunter höchst wahrscheinlich auch besonders fromme Juden – zum Schweigen bringen könnte.

Ein besonders frommer Jude – ha, das war ich doch selbst; frömmer und gesetzestreuer als die meisten! Angefangen bei der Beschneidung, am achten Tage, genau nach der Vorgabe des Gesetzes. Ein Israelit aus dem auserwählten Volk, aus dem richtigen Stall sozusagen, aus dem ehrwürdigen Stamm Benjamin. Ein Hebräer – Ehre und Würde spiegeln sich in diesem Titel; mehr noch: An Gesetzestreue einer der Korrektesten und Besten, ein Pharisäer, wie er im Buche steht, und im Gesetzeseifer unübertroffen. Also, scheint Paulus zu sagen, kommt mir bloß nicht damit. Was das angeht, meine Herkunft, meinen Stammbaum, meine Leistungen und meine Gerechtigkeit: Da kann mir keiner, da gibt's kein Versagen, keinen Schwachpunkt, da lass ich nichts auf mich kommen!

Aber noch im selben Atemzug fährt Paulus sich selbst in die Parade, fällt sich ins Wort und wischt all das vom Tisch mit den Worten: *„<sup>3</sup>Doch was mir damals ein Gewinn war, das habe ich um Christi Willen als Verlust erkannt. <sup>4</sup>Ja noch mehr: ich sehe alles als Verlust an, weil die Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, alles übertrifft. Seinetwegen habe ich alles aufgegeben und halte es für Unrat, um Christus zu gewinnen <sup>5</sup>und in ihm zu sein. Nicht meine eigene Gerechtigkeit suche ich, die aus dem Gesetz hervorgeht, sondern jene, die durch den Glauben an Christus kommt, die Gerechtigkeit, die Gott aufgrund des Glaubens schenkt. <sup>6</sup>Christus will ich erkennen und die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinen Leiden; sein Tod soll mich prägen. <sup>7</sup>So hoffe ich, auch zur Auferstehung von den Toten zu gelangen.“*

All das, all meine Frömmigkeit, mein Eifer, mein Gottesbild – all das ist nun Dreck für mich,

Schaden, Nichts, Müll! Was soll das? Warum so drastisch, Paulus? Halten wir einen Moment inne. Ersetzen wir doch – nur so zum Spaß! – mal die Worte „Israel, Benjamin, Hebräer, Pharisäer“ durch ein paar zeitgemäßere Worte: „Christ, alter CVJMler, Besuchsdienstmitarbeiterin, Presbyteriumsmitglied oder Pfarrerstochter“. Ahnen wir nun, *wie* sehr Paulus hier am eigenen Stuhl sägt? Merken wir, wie radikal er hier über sich selbst und seine Vergangenheit urteilt?

Wohlgemerkt: Paulus sagt nicht, das *war* alles schlecht, ein einziger Irrtum, wie blind war ich doch, dass ich mich daran gehalten habe. Man hat das oft so gedeutet, als wäre Paulus an seinem ehrgeizigen Projekt der Frömmigkeit und des Gesetzesgehorsam gescheitert und deswegen Christ geworden. Nichts ist falscher als das! Unsere Worte lassen nichts davon erkennen, dass mit dem frommen Juden Paulus irgend etwas nicht in Ordnung gewesen wäre. Größere Frömmigkeit war gar nicht denkbar, und er war – nach allgemeiner Ansicht – auf dem besten Wege. Aber dann ist mit ihm etwas geschehen, das alle Maßstäbe auf den Kopf stellte, in einer großen Wende der Erkenntnis ging ihm auf, dass sein eigenes Streben nach Gerechtigkeit nichts war im Gegenüber zu der Gerechtigkeit, die Gott in Christus anrechnet, die *fremde* Gerechtigkeit. An dieser fremden Gerechtigkeit haben sich noch alle Jahrhunderte die Zähne ausgebissen, sie ist nämlich, genau betrachtet, unerhört, eine Unglaublichkeit. Heißt das etwa, dass alle meine Bemühungen, gerecht und gut zu sein, sinnlos sind? Soll das heißen, dass ich, der aufrechte Mensch, der fromme Bürger, der vorbildliche Kirchenmann und engagierte Christ vor Gott nicht mehr zähle als der letzte Versager und Nichtsnutz? In der Tat, liebe Geschwister, ich fürchte, so ist es! Oder besser gesagt: Gott sei Dank, so ist es! Nicht, dass all das – Frömmigkeit, gute Herkunft, christliche Tradition, ordentliche Lebensführung – nicht hilfreich sein können. Aber im letzten, im Entscheidenden, vor Gott nämlich, zählen sie – nichts. Zählen zumindest nicht mehr als das aufrichtige Bekenntnis des Versagers: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Dort – im Gegenüber des gnädigen Gottes, angesichts der Liebe Christi – kann ich nicht mehr angeben, kann mich nicht rühmen meiner ehrenwerten Herkunft, meiner würdigen Kirche, meiner angesehenen Familie, meiner gesellschaftlichen Ehre. Dort, im Angesicht der Gnade Gottes, stehe ich selbst, unvertretbar als ich, der ich alles, was ich bin und habe, nur mit niederge-

schlagenen Augen aus seiner Hand nehmen kann. Im Angesicht der Liebe Christi zerbricht mir all das unter den Händen, was vor Menschen und in Menschengen so bedeutsam ist.

Und wie schwer fällt uns das: Einfach nur die Hand aufzuhalten wie der letzte Bettler an der Straßekreuzung; einfach nur zu empfangen, sich beschenken zu lassen; einfach nur nehmen zu können und nichts geben zu müssen. (Wir haben ja in der Regel schon Probleme mit einem einfachen Geburtstagsgeschenk oder einer freundlichen Einladung. Anstatt einfach ‚danke‘ zu sagen, denkt es immer sofort in uns: O, da muss ich mich dann aber bei nächster Gelegenheit revanchieren!). Es fällt so schwer, der Nehmende zu sein, es geht so ganz gegen unser eigenes Bild von der reifen, selbständigen, unabhängigen Persönlichkeit. Paulus hat das erfahren, und ich glaube, es war zunächst eine durchaus schmerzliche Einsicht: ‚Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin‘ – und zwar *nur* durch Gottes Gnade! Das schmerzt, weil es – wenn wir es richtig und wirklich durchgreifend verstehen – von uns verlangt, das abzugeben, was uns so lieb und wertvoll ist, worauf wir – verständlicherweise! – so stolz sind, worauf wir unser Leben so schön ordentlich aufgebaut haben. ‚Das alles erachte ich als Dreck‘ – und wer lässt sich das schon gerne sagen, wer möchte *dieses* Urteil über sein Leben fällen?

Es ist diese schmerzliche Einsicht, diese Erkenntnis Christi und seiner Gerechtigkeit, aber eine ganz entscheidende. Es geht nämlich um nicht weniger als um die Frage, welche Gerechtigkeit gilt, und welche Gerechtigkeit lasse ich gelten. Lebe ich der eigenen Gerechtigkeit? Oder vertraue ich dem Geschenk der göttlichen Gerechtigkeit, für das ich – und das ist wohl das, was uns daran immer wieder gegen den Strich geht! – für das ich nichts anderes tun kann, als ‚danke‘ zu sagen. Wir wollen ja so gerne etwas tun! Wie unerträglich ist es, nichts tun zu können! Aber hier, im Entscheidenden, im Zentrum des Glaubens, gibt es nichts zu tun als das eine: Die Hände aufzuhalten wie der lausige Bettler an der Straßekreuzung und zu sagen: „Danke!“

Und nun ist es höchst interessant, wie Paulus diese grundlegende Einsicht nicht nur an den Anfang des Glaubens stellt, sondern geradezu ins Zentrum, in die alltägliche Erfahrung, in die Mitte des Weges mit Gott: „<sup>10</sup>Christus will ich erkennen und die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit

*seinen Leiden; sein Tod soll mich prägen. <sup>11</sup>So hoffe ich, auch zur Auferstehung von den Toten zu gelangen.*“, schreibt er in den letzten beiden Versen. Das ist starker Tobak, denn es heißt: Wenn es stimmt, dass alles von der Gnade Gottes abhängt, dann gilt das nicht nur einmal, am Anfang des Glaubens, sondern immer und immer wieder. Wenn die Macht der Auferstehung bedeutet, dass Gott Leben aus dem Tod schafft, dann bedeutet das: Diesen Tod muss ich auch im Alltag immer wieder sterben, damit Gott neues Leben schaffen kann: Ich muss sozusagen immer wieder den Tod meiner Fähigkeiten und Gaben, meiner Stärken und guten Traditionen sterben, damit die sich nicht zwischen Gott und mir breit machen.

Wobei ich gar nichts gegen gute Traditionen oder Gaben, gegen persönliche Stärken und Fähigkeiten habe. Es besteht nur halt immer die Gefahr, dass ich über meinen Stärken, über den sinnvollen Traditionen und brauchbaren Fähigkeiten schließlich ganz vergesse, überhaupt noch mit Gott zu rechnen. In der Regel ist es ja so, dass wir Gott darum bitten, er möge unsere Fehler beseitigen und unsere Schwächen überwinden. Sehr oft aber scheint mir, dass es gerade unsere Stärken sind, unsere Fähigkeiten und Leistungen, die Gott im Weg stehen, bevor er mit uns arbeiten kann. Also genau das, was Paulus vor seiner Bekehrung an sich selbst rühmte: Die eigene Frömmigkeit, die ganze, durchaus ernst gemeinte und ehrliche Hingabe an Gott, die aber im Entscheidenden eben doch *mein* Werk, *meine* Leistung, *meine* Stärke, *mein* Verdienst ist. So hart muss man das wohl sagen: Manchmal ist es sogar die eigene Frömmigkeit, die zwischen Gott und mir steht und die mich daran hindert, Gottes neue Wege zu gehen, weil ich mich auf den alten Wegen so wohl und vor allem so sicher fühle – und es dabei auch durchaus ernst und treu meine!

Und darum reagiert Paulus so scharf gegen die geforderte Beschneidung für Christen. Ist das denn nicht nur eine Kleinigkeit, ist das nicht einfach nur ein Zeichen des Respekts gegenüber den Bräuchen der Überlieferung? Nein, sagt Paulus, denn wenn am Anfang doch wieder eine menschliche Vorbedingung steht, dann mache ich alles kaputt, was Gnade ist und Gnade heißt. Und das gilt dann eben auch für das weitere Leben als Christ: Einmal – am Anfang – die Gnade in Anspruch zu nehmen und ab dann aus eigener Kraft zu leben – das ist eben kein christliches Leben, das ist bestenfalls Leben mit christlichem Etikett.

Und darum noch einmal: Gerade für Christen, gerade in der Gemeinde, in der Kirche, gerade da ist die größte Gefahr nicht unsere Schwäche (die kennen wir gut genug, die macht uns schon von alleine demütig), sondern unsere Stärke, unsere guten Traditionen, all das, was zur Not auch ohne Gott ganz gut läuft und funktioniert; eben das, was, worin wir gut sind und worauf wir (mit einem gewissen Recht) stolz sind. Wenn wir uns hier nicht die Perspektive richtig rücken lassen, wenn wir uns nicht von der Blickwende des Paulus mitnehmen lassen, dann werden wir immer in der Gefahr stehen bleiben, unsere Tradition und unsere guten Sitten und unsere Herkunft höher zu halten als die Gnade Gottes.

„*Aus dem Tod Jesu zu leben*“ aber heißt: An jedem Tag, in jeder Situation, bei jeder Entscheidung mein Leben immer wieder Gott anzuvertrauen, ganz und gar – und nicht nur dann, wenn ich mit meinem Latein am Ende bin. „*Sein Tod soll mich prägen*“, sagt Paulus, und das heißt nicht, dass man als Christ todtraurig oder permanent melancholisch durch die Gegend laufen muss und sich jede Freude verbietet. Es heißt vielmehr, noch in den kleinsten Dingen des Lebens darauf zu trauen und damit zu rechnen, dass Gott Leben schaffen kann und Leben schaffen will, wenn ich ihm die offenen Hände hinhalte und von ihm erbitte, was er mir geben will. Gerade dann und gerade dort, wo ich meine Stärken und Fähigkeiten ausspielen könnte, innezuhalten und zu fragen: Gott, was willst du? Wo geht dein Weg lang? Wo willst du weiterbauen oder auch ganz neu anfangen? Und darauf zu hoffen und zu vertrauen, dass Gott ganz Neues, Unerwartetes, Unerhörtes schenkt, wenn wir ihn wirken lassen: Neues Leben, Auferstehungskraft wird gerade dort erfahrbar, wo ich den Blick hebe von meinen eigenen Händen und meinen Fähigkeiten und Gott sie ganz unbedarft und schlicht hinhalte, meine leeren Hände, und darauf vertraue, dass er sie füllen wird.

„*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*“